Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 5 (1937-1938)
Heft: 10

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Lebensbild des britischen Feldmarschalls Douglas Haig

(Duff Cooper, Haig. Ein Mann und eine Epoche. Deutsch: Vorhutverlag Otto Schlegel Berlin, 1937)

Im vergangenen Jahre ist eine Biographie des britischen Oberkommandierenden der in Frankreich während des Weltkrieges kämpfenden Truppen des Empire, des Feldmarschalls Haig erschienen. Duff Cooper schrieb diese Vita eines englischen Soldaten. Haig ist Schotte, sein Vater besass eine Whiskybrennerei, mit der er reich wurde. Im Jahre 1861 erblickt der spätere Feldmarschall Douglas Haig als letztes und elftes Kind seines erwerbstätigen Vaters und dessen um 19 Jahre jüngeren Gattin, einer vermögenslosen Adligen, das Licht der Welt. „Wie es vor ihm bereits Wellington ergangen war, wurde auch Douglas als der Dummkopf der Familie betrachtet. In der Tat zeichnet er sich zunächst keineswegs durch besondere Intelligenz aus. Auf den verschiedenen von ihm besuchten Schulen hatte er wiederholt mit Schwierigkeiten zu kämpfen." Mit 18 Jahren wird er Waise; das ererbte Vermögen macht ihn unabhängig, sodass er hinfort sein Leben völlig nach seinen eigenen Vorstellungen gestalten kann. Er beschliesst Soldat zu werden, besucht aber zunächst die Universität Oxford. Hier zeichnet er sich durch besonderen Fleiss und Teilnahme am Sportbetrieb aus; im Reiterspiel des Polo bringt er es „zu einer den Durchschnitt übersteigenden Fertigkeit." „Im Jahre 1884 tritt er in die Königliche Kriegsschule zu Sandhurst" ein und im November 1886 fuhr er als Leutnant des 7. Husarenregimentes mit diesem nach Indien. Zwei Jahre später ist er Regimentsadjutant. Er führt ein genaues Tagebuch, in dem unter anderem verzeichnet ist, dass er bei einem der langen Europaurlaube im Jahre 1890 beim Spiel in Monte Carlo weder verlor noch gewann. Im folgenden Jahr ist der ehrgeizige junge Mann bereits Brigadeadjutant einer Kavallerieformation und lernt Indien von der Nordwestgrenze bis nach Ceylon kennen. Beziehungen zu Frauen sind aus den Aufzeichnungen des Tagebuches nicht zu erkennen, und der Biograph meint, dass Haig bis zu seinem 44. Lebensjahr, in dem er eine Ehrendame der Königin heiratete, ohne solche geblieben sei. In diesem Jahre war er zum General und Inspekteur der indischen Kavallerie avanciert. Er genoss das besondere Vertrauen König Eduards VII., wie auch später im Weltkrieg das nahezu grenzenlose Vertrauen König Georgs V. Am Verlobungstage fordert der König bei der Gratulation der Braut das Versprechen ab, „dass sie nie die Karriere ihres Gatten beeinträchtigen werde, den er „meinen besten und fähigsten General" nannte."

Im Jahre 1905 wird der „philosophische schottische Rechtsanwalt" Haldane Kriegsminister. Seinem Aeusseren nach ist er „das Gegenteil aller

militärischen Begriffe", aber unter ihm wird im britischen Kriegsministerium eine Abteilung für Truppenausbildung eingerichtet und der „Director of Military Training" wird Haig. „Wenn es sich also in erster Linie um die Ausbildung der Truppen handelt", schreibt Haig an seine Schwester, „so hat die Abteilung doch auch mit Organisationen und mit der Landesverteidigung zu tun, so dass sie nach der gegenwärtigen Lage der Dinge die wichtigste des Generalstabes ist." „Lage der Dinge" heisst hier, dass die englische Regierung die militärische Auseinandersetzung mit dem Deutschen Reich vorbereitet. Haig bespricht die Weltlage mit Haldane und notiert in sein Tagebuch: „Wir erörterten Lagen, die für die Armee und für das Expeditionskorps in Frage kommen können. Zweifelsohne wünscht Haldane Frankreich und Russland gegen Deutschland und vielleicht auch gegen Oesterreich zu unterstützen. Durch entsprechende Vorbereitung liesse sich der Krieg möglicherweise verhindern." Im Oktober 1906 schildert Haig die englische Auffassung der Situation in einem Briefe so: „Meines Erachtens sollten wir ein Finanzsystem für die ‚angenommene Lage' ausarbeiten, das heisst also, für einen grossen Krieg, der, um zum siegreichen Ende geführt zu werden, die gesamten Hilfsquellen der Nation benötigt. Selbst wenn dieses System sich für den Frieden als kostspielig erwiese, sollte es dennoch eingeführt werden, so fern es für den Krieg praktische Bedeutung besitzt. Das Schweizer System dürfte geradezu vorbildlich dafür sein, die Armee im Volk zu verwurzeln. Die Deutschen scheinen nach jeder Richtung äusserst selbstbewusst und energisch vorzusehen, sodass die Krisis sicherlich innerhalb weniger Jahre eintreten wird. Ihre Bagdadbahn, die Fragen des Persischen Golfes usw. usw., alles deutet darauf hin." Auch die Möglichkeit der Unterstützung eines türkischen Angriffs auf den Suezkanal durch deutsche Truppen" wird in dieser Zeit erörtert. Die Bemerkung über den Aufbau der britischen Territorialarmee nach schweizerischem Vorbild hat ihre Wurzel in Eindrücken, die Haig gelegentlich eines Kuraufenthaltes in Tarasp vermittelt wurden. „Er lernte bei dieser Gelegenheit den Baron Leopold von Rothshild kennen, der seither sein Freund blieb."

Die Arbeit der Organisation der britischen Territorialarmee unterbrach Haig im Jahre 1909, um nochmals nach Indien zu gehen und zwar als Stabschef des Oberkommandierenden für Indien. Beim Abschied von Eduard VII., den er nicht mehr wiedersehen sollte, besprach er den Ernst der europäischen Lage sowohl mit dem König selbst als auch mit dem Prinzen von Wales, dem englischen König des Weltkrieges, und dem Ersten Lord der Admiralität Mc. Kenna. Im Jahre 1912 kehrte er nach England zurück, um zwei Jahre auf dem Truppenübungsplatz Aldershot die britische Territorialarmee für den Waffengang auf dem Kontinent auszubilden. Bei Ausbruch des Balkankrieges sah er den grösseren europäischen Konflikt, wie der Biograph berichtet „von Monat zu Monat näher kommen. — Und dann kam das verhängnisvolle Jahr 1914".

Haig hatte schon an zwei Kriegen teilgenommen; zuerst 1898 als Kavallerieoffizier unter Kitchener bei der Niederwerfung des Mahdi und

der englischen Eroberung des Sudan und dann vom September 1899 bis 1902 im Burenkrieg in Südafrika als erster Generalstabsoffizier des Sir John French, des späteren britischen Oberkommandierenden in Frankreich beim Kriegsausbruch 1914. Frankreich und das französische Heer kannte Haig seit den französischen Kavalleriemanövern von 1893, Deutschland und das deutsche Heer seit dem Frühling 1895, wo er in Berlin Aufenthalt nahm und von den preussischen Militärs mit Aufmerksamkeiten überschüttet wurde. Der Kaiser trank bei einer Hoftafel auf sein Wohl. Während des Krieges soll Wilhelm II. geäussert haben, dass Haig der fähigste Truppenführer sei. Zu Beginn des Weltkrieges wird Haig zu einem Londoner Kriegsrat unter dem Vorsitz des Premierministers zugezogen. Ueber seine Ausführungen im Kriegsrat notiert er in sein Tagebuch, dass er erklärt habe, der Krieg werde lange dauern: „Ich wusste, dass deutsche Militärschriftsteller in ihren Büchern angenommen hatten, ein moderner Krieg werde nach wenigen Monaten beendet werden. Nach meiner Meinung war der Wunsch dabei der Vater des Gedankens. Offenbar liefen die deutschen Pläne darauf hinaus. Ich beantragte, uns auf eine mehrjährige Kriegsdauer vorzubereiten." Am 15. August 1914 landet Haig als Kommandant des I. Armeekorps unter dem Oberbefehl Frenchs in Frankreich. Im Dezember 1915 tritt er an Frenchs Stelle als Generalissimus aller in Frankreich operierenden Truppen des britischen Weltreiches. Er führt auch in Frankreich gewissenhaft sein Tagebuch weiter, das zur Hauptquelle seiner Biographie und der Darstellung der Verhandlungen der englischen Heeresleitung mit den eigenen Staatsmännern und den Staatsmännern und Militärs der Alliierten wird.

Haig und die ganze Führung der britischen Truppen in Frankreich und Belgien sind von verschiedener Seite, am heftigsten von Lloyd George, angegriffen worden. Die Biographie Coopers dient der Kontroverse über die Zweckmässigkeit der Kriegführung in Frankreich zur Erreichung des Kriegszieles, nämlich der Niederwerfung Deutschlands als des militärischen Rückgrates seiner Verbündeten. Wir können diese Auseinandersetzung über strategische, taktische und politische Fragen, an denen sich Coopers Werk unter Beifügung umfangreicher schriftlicher Auslassungen Haigs beteiligt, hier nicht schildern, sondern nur anmerken, dass sie mit grossem Temperament geführt werden.

In den Aufzeichnungen Haigs macht sich oft seine gereizte Stimmung gegen Staatsmänner seiner Heimat Luft. An vielen Stellen des Tagebuches scheint auch ein hochmütiges Nichtverstehen der völlig anderen Methoden der Politik im Vergleich zu der mehr schematischen Verfahrensweise der Berufssoldaten des Weltkriegs zum Ausdruck zu kommen, vielleicht spricht sich aber auch nur eine übertriebene Kritiklust aus, die in den verschiedenen Epochen vo nHaigs Laufbahn seitens seiner Vorgesetzten festgestellt wurde. Es ist hierbei interessant, dass er nirgends grundsätzlich bestreitet, dass die Politik letzten Endes die grossen Richtlinien der militärischen Operation in einem Kriege zu bestimmen habe; aus dieser Grundanschauung heraus spendet er z. B. dem französischen

Ministerpräsidenten Clemenceau hohes Lob und sagt, dass er zeitweilig der Generalissimus der verbündeten Armee gewesen sei; und auch dem organisatorischen Wegbereiter der britischen Territorialarmee, Lord Haldane, der bei der Siegesfeier 1919 vergessen abseits stand, überbringt er persönlich in voller Uniform als Marschall einen Band seiner Kriegsdepeschen mit der Widmung: „Dem grössten Kriegsminister, den England jemals hatte." In einem Brief vom 19. September 1918 an den Chef des Reichsgeneralstabes, General Wilson, schreibt er: „Wir haben eine überraschend hohe Zahl ‚sehr fähiger' Generale. Diesen Herren und ihrem gründlichen, auf Studium und Praxis aufgebauten Wissen, das schliesslich in Fleisch und Blut überging, sowie dem Festhalten an den Grundsätzen der Felddienstordnung Teil I ist unser Erfolg in erster Linie zuzuschreiben." Haig kann man als den typischen Vertreter der führenden Militärs des Weltkrieges und der Gegenwart bezeichnen, die nicht in Genialität, sondern in Methodik und Organisation die Ursachen des Erfolges sehen. Nach Haigs These ist der Weltkrieg mit dem 30. September 1918 zu Gunsten der Alliierten entschieden, an welchem Tage die Truppen des britischen Weltreiches in die für unerstürmbar gehaltene „Hindenburgstellung" eindrangen. Den „Anfang vom Ende" der deutschen Widerstandskraft sieht Haig im Scheitern der deutschen Märzoffensive 1918, zu welchem Zeitpunkt er seiner Regierung und den Alliierten erklärt, dass der Krieg bis Herbst des gleichen Jahres zu deren Gunsten entschieden sein werde und nach seinen Plänen und auf seinen Befehl trugen dann die Empiretruppen die entscheidenden Angriffe im August und September 1918 gegen die deutschen Stellungen vor. Von deutscher Seite wird hierzu bemerkt, dass Haig in Coopers Darstellung den Wert der strategischen und taktischen Leistung Haigs und seiner Unterführer überbetone, während das Gewicht des guten und reichen Materials (Geschütze, Munition, Verpflegung), über das Haig verfügte, ungenügend betont werde. Cooper hebt hervor, dass Haig bei den alliierten Vorverhandlungen für den Waffenstillstand die Räumung Belgiens und Elsass-Lothringens samt Festungen, aber nicht die Okkupation des linken Rheinlandes durch alliierte Truppen, verlangt habe. Am 2. April 1919 legte Haig das Kommando auf dem Kontinent nieder, lebte seit 1920 als Privatmann und starb am 29. Januar 1928; unter Entfaltung grossen militärischen Prunkes wurde er nach seiner schottischen Heimat überführt und dort bestattet.

Paul Schmitt.

Hinweis auf deutsche Bücher

Die Geschichte einer Nation kann man in ihren grossen Epen aufgezeichnet finden. Wenn nicht das Volk sie erfasst, von der Geschichte zu Legende und Mythos in Freskozügen umformt, so treten die Dichter für es ein und werden zu seinen Sängern. So war es im Mittelalter und ist es bis heute geblieben, mit dem Unterschied, dass in der neueren Literatur eine qualvolle Problematik der Gegenwart in die liebende Verherrlichung des Vergangenen hineinspielt. Das Nibelungenlied etwa erzählt, indem es einzelne Helden hervorhebt, von einer Völkerwanderung, deren kolossalische Grösse nur durch die ungeheure Wucht des Heldischen begreifbar wird. Im Raum des deutschen Volkes hat die Völkerwanderung nie ganz aufgehört, weil bis in die Jetztzeit hinein das Land seine Kinder, die es nicht halten kann, in die Welt hinaus stösst. Dort, in der Fremde, der Weite, leben sie mit der Sehnsucht im Herzen nach der Heimat. Und vielfach trifft es zu, dass die Zurückgebliebenen sie vergessen, gesättigt durch den Boden, der ihnen reichlich genug spendet. Denen draussen kann es gut oder schlecht gehen: sie müssen durchhalten, aus eigener Kraft. Erst die neueste Zeit wendet sich ihnen zu, wobei wir die Motive zur Betreuung der Ausgewanderten ununtersucht lassen. Auf jeden Fall prägt sich ein Begriff, der Auslanddeutsche, dem auch eine erzählende Literatur zugehört, die, im ganzen eher vorwurfsvoll gegenüber den Heimatglücklichen, Kolonistenschicksal darstellt.

Der Titel des ersten Auslanddeutschenromans grossen Stils, von Hans Grimms „Volk ohne Raum", erschienen erstmals 1926, ist eine Formel der Propaganda geworden. Der Dichter selbst nennt sein Epos eine politische Erzählung, in der tatsächlich die Probleme des Imperialismus und der deutschen Weltgeltung im Vordergrund stehen. Sein Werk, breit und gründlich aufgezogen, ist weitgehend eine Meditation, hervorgerufen aus der echten Sorge um Deutschland und sein in der Welt ringendes Volk. Das geschichtliche Erlebnis einer Nation zittert in ihm; der Held, Cornelius Friebott, ist der Kolonist, der Auslanddeutsche. Die dichterische Kraft Grimms, neben der leidenschaftlichen der untersuchenden Vernunft, wirkt sich mehr in der Gestaltung einzelner Episoden aus; eine der schönsten, die feinste und ergreifendste, „Der Zug des Hauptmanns von Erckert", ist gesondert (bei Albert Langen, Kleine Bücherei) erschienen. Das Politische, das ist hier die entstehende Geschichte, überragt im allgemeinen das Gewordene, das Wesen des Epischen, das vom Vergangenen weiss. Die Zeit ist bei Grimm noch nicht stillgestanden; sie drängt sekundenhaft vorwärts; die Besinnung und Schau hat noch nicht eintreten können. Grimms Roman vom Auslanddeutschen ruft der Diskussion, ist selbst Diskussion zwischen dem Deutschen und Deutschland, Deutschland und der Welt.

Im Stoff vielfach entfernter, da durch einfache Gründe der aktuellen politischen Sphäre entzogen, — in künstlerischer Hinsicht dagegen packender ist der „Roman der deutschen Unruhe" von Josef Ponten,

„Volk auf dem Wege", dessen Reihe soeben ihren dritten Band erhalten hat (jeder ist in sich geschlossen). Mit „Wolgaland" fing Ponten an (1933), gab wunderbar starke Schilderungen der Deutschen an der Wolga, in Kuban, südlich Saratoff, wo, wer weiss es?, vor dem Kriege eineinhalb Millionen Deutsche angesiedelt waren. Dieser erste Band Pontens ist ganz grosse, weite, unendliche Landschaft und unbewusst zehrendes, bedrängendes Heimweh nach dem Ausgang, obwohl die Väter vor sehr langer Zeit den Ursprung, die Pfalz, verlassen haben. Als Legende fast nur noch, mit einem klingenden Humor dann und wann vorgetragen, lebt in den Urenkeln der Auswanderer ein blasses Wissen um die Herkunft, das schon beinahe durch die Fülle gegenwärtiger Ereignisse, die Ponten verschwenderisch hergibt, verschüttet ist. Davon nun, wie es kam und wie sie kamen, berichtet der zweite Band, „Die Väter zogen aus" (1934), in blühender Erzählerlust zurückgreifend in das Vorher, die grosse Geschichte Deutschlands, die so voll von Zerstörung, Jammer und verstossender Kraft ist. Es ist, als hätte Ponten zu den Geschichte und Legende zeugenden Quellen zurückgehen müssen, um den Strom zu verstehen, auf dem das Schicksal seiner Wolgadeutschen gefährlich dahintrieb. Der zweite Band enthält damit die Historie eines dauernden Krieges und der endlichen Eroberung einer andern Heimat, in der man deutsch bleibt und doch der Untertan der grossen Katharina ist, die ja auch eine Deutsche gewesen war.

Nun ist also der dritte Band erschienen, „Rheinisches Zwischenspiel" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 1937). Der kleine Fürst vom deutschen Wolgastaat, der Schulmeister Christian Heinsberg, erlebt die Verwirklichung des jahrelang zaghaft Erhofften, kaum Fassbaren, dass er, wir schreiben 1910, auf der Spur zurück suchen darf, nach Deutschland reist und das Lob des Herkommens, das in seinem guten Herzen tönt, erprüfen kann. Wie ergreifend steigert Josef Ponten die Stimmung in dem Heimatsüchtigen, als er, noch in Petersburg, den deutschen Dampfer erharrt, dann auf diesem ersten vaterländischen Boden dem Süden zufliegt, Jubel in der Brust und pochende Erwartung nicht zu nennender Sensationen. Die Kette der Enttäuschungen hängt sich dem Treumütigen bei der deutschen Passkontrolle an, — er ist doch ein Russe! Dann das Gespräch im Eisenbahnwagen mit den deutschen Spiessern, die verschiedener Färbung aber in gleicher Selbstsicherheit banal sind. Ponten schont das Deutschland des Vorkriegs nicht, zieht die Sentimentalität von der Seele ab und zeigt deren Verarmung. Der innerlich reiche Christian Heinsberg schliesst entsetzt die Augen und öffnet sie wieder, um begreifen zu können. Erstaunten Sinnes eilt er an den Rhein und erfährt, wie das Reich üppig blüht und Früchte trägt, wertvoller Samen aber vom Sturme in alle Welt hinaus getragen wird, ohne dass der Baum es beachtet. Die Heimat kennt ihre fernen Söhne nicht; sie kennt kaum sich selbst. Die Menschen singen auf dem Rhein die ewig schönen Lieder, die kein Echo mehr geben, aber in scheinbarer Fröhlichkeit allmählich in Gegröhl entarten. Die Seelen sind leer ge-

worden wie die Becher der Lust am Ende einer heissen, lärmenden Sommernacht.

Christian wandert durch das Rheinland und rastet, wo das Raunen vaterländischer Geschichte zu ihm dringt. Bald da, bald dort taucht er in seinem Russenkittel auf, Fremdling und Heimling zugleich, ein Lauscher in die Tiefen der Vergangenheit und ernster Betrachter des lichten deutschen Tages. Kluge und sorgend liebevolle Gedanken lässt ihn Ponten denken, so fromm grüblerisch und aufrichtig, dass man dem Dichter mancherlei Willkürlichkeiten der Fabelentwicklung nicht nachrechnet. Er gibt ja Mythen aus der beweglichen Vielfalt einer Volksgeschichte, Bilder, die der dichterische Geist aus der Unruhe in die freundliche Linie reifer Erzählungskunst zwingt. Er hat recht, wenn er in einer Eigenbetrachtung seines Werkes sagt: „Der Verfasser ist sich bewusst, dass nicht er eigentlich dichtet, ja, er denkt, dass das Beste, was in solchem Falle zu tun sei, ist, das in schönen Lieblichkeiten wie tollsten Einfällen und kühnsten Verknüpfungen träumende Gehirn der Weltgeschichte dichten zu lassen und ihm bescheiden nachzudichten mit den Mitteln der Ordnung und Reinigung, wie sie in Wesen und Handwerk der erzählenden Dichtung liegen." Es schimmert in diesem „Rheinischen Zwischenspiel" Pontens viel gütiges Träumen, das man gelten lässt und gern hat, denn der deutsche Träumer darf nicht aussterben, auch wenn ihn schon manche harte Wirklichkeit auf die Erde zurückgerufen hat.

Carl Helbling.

Herrn Ramuz' Antwort

an seine Widersacher, vielmehr die Widersacher seines für den Pariser „Esprit" geschriebenen Briefes über die Schweiz, erschien in Nummer 4 der neuen schweizerischen Zeitschrift „Suisse Romande". Da wir uns einlässlich mit C. F. Ramuz' Improvisation abgegeben haben, (vergleiche den Artikel „Herrn Ramuz' Irrtümer" in unserer letzten Dezembernummer), schulden wir unsern Lesern einen kurzen Hinweis auf seine Antwort, auch wenn dieselbe nicht ausdrücklich auf unsre Darlegungen Bezug nimmt. Wir freuen uns über die grossen Fortschritte, die wir in seinem Urteil seit dem vergangenen Herbst gemacht. Der Homo Alpinus hat seine Schrecken verloren, von „malin plaisir" ist nicht mehr die Rede, Herr Ramuz erinnert sich sogar mit wirklichem Vergnügen seiner deutschschweizerischen Freundschaften. Alles in allem hat Herr Ramuz reichlich Wasser in seinen Wein gegossen, und was noch übrig bleibt von seiner Doktrin, reduziert sich auf den Passus: „Il n'y a pas en art de sujet suisse et il n'y a pas en art de manière suisse: c'est tout ce que j'ai voulu dire,... La matière suisse n'inspire pas". Betrachtet man diese These im Licht der Wirklichkeit, gelangt man zu absonderlichen Fest-

stellungen. So hat z. B. gerade dasjenige Ereignis unserer Geschichte, aus dem der Neue Bund hervorgegangen ist, C. F. Ramuz inspiriert zu einer seiner gelungensten Vers-Schöpfungen: „La Grande guerre du Sondrebond". Hätte übrigens Ramuz nur die erwähnte These verfochten, so wäre es nicht nötig gewesen, sich mit ihm auseinanderzusetzen, da unsere Geschichtsschreibung und unsere Kritik seit Jahrhunderten sich ausführlich darüber äusserten. Es war aber die aus jedem seiner Sätze sprechende charakterologische Herabsetzung unseres Volkes, was uns nicht schweigen liess. Dass er von dieser Haltung abgekommen ist, stellt den erfreulichsten Teil seiner Antwort dar, die mit den Worten schliesst: „Il y a une patrie de l'esprit ou du coeur qui est sans doute la vraie patrie et qui, dans le cas présent, m'est d'autant plus chère quelle est faite à l'image d'une toute petite patrie réelle (la seule qui compte pour commencer) où il y a un lac, des montagnes, un noble fleuve, des vignes et beaucoup de champs de blé".

Die Red.

G. Fedotow

der Verfasser des Aufsatzes über den „Kampf um Russlands Seele", den wir in diesem Heft veröffentlichen, wurde im Jahre 1886 in Saratow (Russland) geboren. Seinem Fache nach ist er Historiker. Er war tätig als Privatdozent an der Universität von Petersburg und als Professor in Saratow. Marxist in seiner Jugend, ist er seit langem christlicher Sozialist (orthodox). Er hat Russland im Jahre 1925 verlassen und lebt seitdem als Emigrant in Paris, wo er als Professor am Russischen Theologischen Institut tätig ist. Seit 7 Jahren veröffentlicht er mit seinen Freunden die Zeitschrift „Neue Gemeinschaft" in russischer Sprache, das Organ christlicher Sozialpolitik und Kultur. Er nimmt auch teil an der ökumenischen Bewegung der Kirchen. Von seinen in russischer Sprache veröffentlichten Büchern seien genannt: „Die Heiligen des alten Russland" (1931), „Die russischen geistlichen Lieder" (1937), „Russland lebt und wird leben" (1932). Von seinen essayistischen Arbeiten sind ins Deutsche übertragen oder deutsch publiziert: „Das neue Russland", („Orient und Occident" Heft 6 und 7 1931), und der Beitrag über „Reich Gottes und Geschichte" im Sammelwerk „Kirche, Staat und Mensch" (1937), herausgegeben in Genf von der „Forschungsabteilung des ökumenischen Rates für praktisches Christentum".

Der vorliegenden Nummer ist ein Prospekt des Verlages Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich | Leipzig beigelegt über die Bücher von Max Picard.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 956.060
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855